

In Pommern unter sowjetischer und polnischer Verwaltung 1945-1946

Jurgis Mališauskas

Ich bin am 20. Januar 1945, einen Tag nach meinem 17. Geburtstag, dem Landwirt Emil Roggatz im pommerschen Landkreis Köstlin zugeteilt worden.¹ Nach sowjetischen Angaben wurde dieser Kreis von den sowjetischen Truppen am 5. April eingenommen. Ich gehe davon aus, dass im unseren Kirchdorf Karnkewitz die Rotarmisten an diesem oder dem nächsten Tag erschienen sind. Über das Verhalten der Rotarmisten zu Frauen möchte ich nichts hinzufügen, denn darüber wurde schon sehr oft berichtet. Mein Anliegen ist zu berichten, was ich über diesen Alptraum hinaus erlebt habe.

Vor der Ankunft der ersten Rotarmisten wirkte das Dorf wie ausgestorben. In der Ferne hörte man Artilleriesalven und auf der Straße zeigte sich nur ab und zu ein Mann. Ich empfing die Rotarmisten vor dem Haus meines Wirtes. Auf der Straße standen auch zwei andere ältere Männer aus der Nachbarschaft. Ich sah, wie sich ein Soldat oder Unteroffizier aus der Kolonne löste und von diesen Männern Uhren verlangte. Über den Ausgang dieses Gespräches weiß ich nichts, denn auf mich kam der Leutnant der Abteilung zu und fragte, wer ich sei, wie ich hier komme und wo der Weg zu einem bestimmten Ort gehe. Da ich ein wenig Russisch sprach, habe ich ihm genauso schnell und kurz geantwortet: Litauer, jetzt Fremdarbeiter ... Daraufhin eilte der Leutnant mit seiner Truppe fort.

Nach meiner Rückkehr ins Wohnhaus erklärte mir mein Wirt, dass er das Haus abschließen und sich mit seiner Frau und der Schwiegertochter zu seinem Verwandten Mauckert oder Maukert in demselben Ort begeben möchte. Er lud auch mich ein mitzugehen, denn weder ich noch er wussten, wo ich sonst unterkommen könnte. Mauckert war ein vermögender Landwirt. Im großen Zimmer seines Hauses waren die ganze Familie, Verwandte und einige deutsche Kriegsflüchtlingsfrauen, darunter eine mit einem Säugling, versammelt. Alle saßen auf den Bänken entlang der Wände. Um den Tisch standen einige leere Stühle. In einem anderen Zimmer zeigte man mir einen Opa aus einer der Familien und sagte leise, dass er nicht mehr lange leben werde. Ich setzte mich ebenfalls im großen Raum an die Wand.

¹ Fortsetzung der Erinnerungen „Als Schanzarbeiter in Deutschland 1944-1945“ in AA 18,2010, S.287-302.

Als ich mich aus irgendeinem Grund in den Hof begab, ging mit mir auch eine Frau mit einem jungen Mann in meinem Alter heraus und bat mich leise, die Erkennungsmarke dieses Mannes zu verstecken. Ich war bereit und der Mann übergab mir seine Erkennungsmarke, die ich als einen heiligen Gegenstand empfand. Ich lief damit zu der Steinmauer des Kirchenvorplatzes und steckte sie in einen Spalt zwischen zwei Steinen. Die Frau erklärte mir später, dass der junge Mann als Soldat auf Urlaub sei und nicht mehr geschafft hätte, zu seiner Einheit zurückzukehren.

Beim Dunkelwerden kamen vier oder fünf Rotarmisten in das Haus von Mauckert und verlangten nach Uhren. Nach meinem Schuljahr 1940-1941 in einer sowjetischen Schule kannte ich die Bedeutung von reich und arm für die Sowjetmenschen. Daher mühte ich mich mit meinen wenigen russischen Brocken ab zu erklären, dass diese Menschen hier gut aber nicht reich seien, jedoch achteten die Rotarmisten überhaupt nicht auf meine Rede. Die Armband- und Taschenuhren wanderten in ihre Taschen. Bald kam eine andere Einheit und verlangte wieder nach Uhren. Ich erklärte ihnen, dass alle Uhren bereits mitgenommen worden seien. Die Soldaten inspizierten alle Räume und machten alle Schränke und Fächer auf. Der Opa fing an zu lallen und zu schimpfen, offenbar wegen der Unordnung, denn er begriff wohl nicht, dass vor ihm die Eroberer standen. Im Laufe der Nacht verlangte man nicht nur Uhren, sondern auch Frauen. Meine Bitten, diesen Menschen, die zu mir als Arbeiter gut gewesen waren, nichts anzutun, wurden überhaupt nicht beachtet, vielmehr mir gedroht, ich sollte mich nicht in Sachen einmischen, die mich nichts angehen.

Schließlich erschien irgendeine Kontrolleinheit unter der Führung eines Leutnants. Die Soldaten gingen durch die Räume und inspizierten die Schränke und Schubfächer. Der Leutnant bestimmte mich zum Übersetzer und befragte alle Erwachsenen - wo sich die Ehemänner der Frauen befänden, wie sie hier gekommen seien, was sie hier machen würden usw. Ich trat für die Bewohner und Flüchtlinge im Haus ein und betonte, dass sie ehrliche Menschen und keine Reichen wären. Nach der Befragung befahl mir der Leutnant, mit seiner Gruppe mitzugehen und weiterhin das Übersetzen zu übernehmen. Ich erlebte die schlimmste Nacht meines Lebens. Obwohl die Soldaten dieser Einheit bei der Befragung der Menschen die Häuser nur nach Uhren durchstöberten, suchten angetrunkene Soldaten anderer Abteilungen nach Frauen. Eine weniger schreckliche Szene möchte ich hier wiedergeben. In einem Zimmer eines Hauses fanden wir auf der Matratze, die auf dem nackten Boden lag, einen Mann von vielleicht dreißig Jahren mit einem verbundenen Bein liegen. Neben ihm stand eine um einige Jahre jüngere Frau, vermutlich seine Ehefrau. Sie kannte

mich als deutschfreundlichen Litauer und schilderte mir, wobei sie auch immer wieder litauische Worte in ihre Rede einschob, dass sie aus Memel stamme und bat mich, dem Offizier zu sagen, dass ihr Mann nicht in Russland sondern in Frankreich verletzt worden sei. Der Leutnant erwiderte, dass die Franzosen Verbündete der Sowjets wären. Der deutsche Soldat schien, als ob er sich mit seinem Schicksal abgefunden hätte. Der Leutnant betrachtete dieses Pärchen und ging ohne ein weiteres Wort heraus.

Lange nach Mitternacht versammelten wir uns in einem großen, verlassenem Hof und legten uns mit Schuhen und Kleidern in sauber bezogene Betten hin. Die Soldaten schliefen mit ihren Maschinenpistolen am Körper. Zum Frühstück hatte uns ein Soldat von vielleicht 40 Jahren, vermutlich der Koch der Gruppe, eine Kohlsuppe mit reichlich Fleisch zubereitet. Die Soldaten hatten in Pommern kein Problem mit der Nahrung, denn sie bedienten sich der Schweine und Hühner. Von dem geraubten Essen habe ich mich auch ernährt. Der Offizier und die Soldaten konnten das viele und reichhaltige Essen nicht aufessen und der Koch verteilte den Rest an die Deutschen in der Nachbarschaft, die in den Kriegsjahren ein dermaßen sättigendes Essen vermutlich nie zu Gesicht bekommen hatten.

Nach der Entlassung durch den Leutnant kehrte ich in das Haus von Mauckert zurück. Seine Frau beklagte sich unter Tränen über die schlechte Behandlung durch die Soldaten. Die Arme wusste noch nicht, dass dasselbe und noch Schlimmeres sich im ganzen Dorf zutrug. Ich setzte mich wieder in den Kreis der Verwandtschaft von Mauckert und der hier Untergekommenen. Wieder versuchte ich, sie von der Willkür der Soldaten zu verteidigen. Ich wurde nach der einen Nacht als Dolmetscher bei einem Offizier sogar kühner. Doch auch dieser Versuch nützte überhaupt nichts.

An einem Abend erschienen im Dorf einige Panzer, vermutlich T-34 und fingen an, das Geschützrohr hin und her zu drehen, wohl mit dem Ziel, die auch so schon völlig verängstigten Deutschen noch mehr zu erschrecken. Ältere deutsche Männer, die noch im Ersten Weltkrieg gedient hatten, meinten, dass die Maschinenpistolen und die Panzer der Russen amerikanischer Herkunft wären. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass die Russen sie selber herstellen könnten. Meiner Meinung nach waren nur die Lastwagen, die sich einige Stunden lang auf dem Dorfplatz aufhielten und noch ganz neu aussahen, amerikanischer Herkunft.

In einer der ersten Besatzungsnächte brannte ein Hof eines reichen Bauern in Karnkewitz ab. Die Deutschen vermuteten, dass das ein Werk der polnischen Arbeiter war, denn der Bauer benahm sich sehr schlecht gegenüber den Fremd-

arbeitern. Jemand erzählte, dass einige der polnischen Fremdarbeiter die vor dem Einmarsch der Russen versteckten Kisten mit Kleidern und Geschirr ausgegraben hätten.

In Gegenwart aller sagte Herr Mauckert, dass ich ein guter Mensch sei und bei den Soldaten für sie alle einstehe. In Wirklichkeit nutzten meine Bemühungen nur sehr wenig. Noch vor wenigen Wochen hatte ich Herrn Mauckert an der Wegkreuzung nach Köslin mit einem Volkssturmmabzeichen und Gewehr gesehen. Doch ich dachte überhaupt nicht daran, darüber laut zu erzählen. Leider gelang es mir nicht, diesen wackeren Landwirt zu retten. Als die nächste Einheit der Kontrolleure kam, sollte ich wieder dieselben Fragen übersetzen. Nach der Befragung befahl mir der Leutnant, Herrn Mauckert mitzuteilen, dass er sich anziehen und mitgehen sollte. Vermutlich wurde er für Zwangsarbeiten mitgenommen, denn er war noch physisch stark und etwa 50 Jahre alt. Dagegen habe ich nicht erlebt, wohin der junge Mann, dessen Erkennungsmarke ich versteckt hatte, verschwand. Immer wieder erschienen Einheiten von Rotarmisten und durchsuchten den Hof von Mauckert nach Uhren, obwohl jeder sehen konnte, dass hier bereits andere Rotarmisten gehaust hatten. Opas Laute und Schimpfworte wurden mit jedem Tag leiser.

Eines Tages erzählte mir mein Wirt Roggatz, dass die Türen seines Hauses und Stalles offenständen und die Tiere verschwunden wären. Jeder wusste von der Sinnlosigkeit, Pferde oder Schweine zu suchen. Aber bei Kühen gab es Hoffnung. Ich schlug den Weg zu der nächsten Wiese ein. Auf dem Weg dorthin traf ich auf eine Gruppe von Männern, die gute Zivilkleidungen trugen. Sie fragten mich nach dem Weg nach Köslin und sagten, sie seien aus dem Gefängnis entlassene Rumänen. Ich stellte mich als Litauer vor, fragte sie aber nicht, warum sie im Gefängnis waren. Mir fiel ihr sportlich forscher Schritt auf, unüblich für Gefängnisinsassen und Kriegsgefangene. Ein wenig weiter erblickte ich auch eine Kolonne von französischen Kriegsgefangenen in Uniformen und mit Baretten. Auf der Suche nach den Kühen erreichte ich die Landstraße, die nach Köslin führte und auf der sowjetische Landser marschierten. Ein Soldat, der neben der Landstraße lief, erblickte mich mit den Kühen und kam zu mir. Er sah aus wie ein echter Mongole, seine Lippen waren mit Speichel bedeckt und die Schlitzaugen verrieten, dass er betrunken war. Auf dem Rücken trug er ein Gewehr und in der Hand eine deutsche Panzerfaust. Barsch fragte er mich, wer ich sei. Ich antwortete auf Russisch: Litauer. Offensichtlich verstand er mich nicht oder er kannte eine solche Nationalität nicht. Ich erklärte ihm, dass ich genauso wie die Russen ein Sowjetmensch sei. Ir-

gendjemand, vermutlich ein Vorgesetzter, rief ihn aus der Kolonne und er ließ von mir ab.

Die Kühe erkannten mich wohl und ließen sich problemlos zurück in den Stall führen. Meine Rückkehr mit den Kühen hat jedoch niemanden besonders beglückt, denn keiner wusste, was der nächste Tag bringen würde. Nur einem Insassen des Hauses von Mauckert, einem vielleicht zehnjährigen Buben, gab dieses Leben einen Sinn. Er bastelte aus Brettern eine halbmeterlange Kiste zur Unterbringung von Tischlerwerkzeugen, maß sorgfältig die Werkzeuge aus und baute für sie extra Fächer ein. Auch einen Tragegriff vergaß er nicht. Anschließend legte er dort ganz zufrieden die Werkzeuge und Nägel hinein. Ich erblicke darin heute einen symbolischen Sinn und ein Kontrast zu dem sterbenden Opa.

Die Rotarmisten wüteten in Karnkewitz etwa eine Woche lang. Danach schlugen ihre Einheiten wohl andere Wege ein. Wir konnten nur warten. Eines Abends sangen zwei blonde Schwestern aus dem Kreis der Flüchtlinge, deren Männer in der Armee dienten, mit ihren schönen Stimmen das Lied „Im Feldquartier auf hartem Stein streck ich die müden Glieder“ und andere alten Lieder. Das erinnerte mich an eine Geschichtsstunde, in der unser Lehrer über die germanischen Frauen des Mittelalters erzählte.

Diese Zeit der leichten Entspannung verlängerte sich, als eines Tages in unseren Hof drei oder vier Pferdewagen einbogen, in denen ruhige und nicht betrunkene Rotarmisten saßen. Sie wurden von einem Leutnant geführt. Ich wurde wieder zum Übersetzer bestimmt. Der Leutnant befahl mir, den versammelten Deutschen zu sagen, dass ab jetzt Ordnung herrschen würde, denn sie wären hier als Polizisten eingesetzt. Abzeichen trugen sie allerdings nicht. Die Nachricht verbreitete sich schnell und die Menschen beruhigten sich ein wenig. Leider hat der Opa diese Nachricht nicht mehr wahrnehmen können, denn er starb einige Tage davor. Ich weiß nicht, wie er beerdigt wurde, denn ich war bereits vom Mauckerts Hof zu meinem Wirt zurückgekehrt.

Am anderen Tag bekam ich vom Kommandanten die Anweisung, zusammen mit einem Soldaten mit dem Pferdewagen zu irgendeinem Gut zu fahren. Der Soldat war etwa vierzig Jahre alt. Am Gut angelangt ließen wir das Pferd am Zaun zurück und traten in den großen Hof. Uns kamen drei etwa zehnjährige Kinder entgegen. Einer von denen, der eine Hitlerjugenduniform oder was ähnliches, nur ohne Abzeichen, trug, schritt ein wenig voran, die anderen zwei mit einem kleinem Abstand, so dass sie einen Dreieck bildeten. Ich übersetzte die Frage des Soldaten: „Wo ist der Chef“? Das Kind vorne sagte ohne zu zögern: „Ich bin der Chef“. Wir fragten, wo der frühere Besitzer sei? Er antwortete-

te, dass er weg sei. Mit einer langsamen Bewegung zeigte der Soldat auf einen Gegenstand, der unter dem Hemd des Knaben versteckt war. Der Knabe zog ein Fernglas heraus, nahm es von seinem Hals und gab dem Soldat. Dieser besah das Fernglas, schaute aber nicht durch und gab dem Besitzer wieder zurück, wobei er mit dem Finger drohte und ein wenig erobst sagte: Smotri (sieh, schau zu).

Wir kehrten zum Wagen zurück und der Soldat wendete ihn. Unterwegs erzählte er mir, dass er in der russischen Armee gedient hatte, doch danach sei er zu den Deutschen übergelaufen, aber als er einsah, dass hier nichts Gutes sei, floh er zu den sowjetischen Partisanen. Danach kam er wieder in die Armee. Ich habe ihn nicht gefragt, warum ihm der Dienst bei den Deutschen nicht gefallen hatte. Ich spürte, dass uns beide irgendetwas mit dem Bengel vom Hof verband. Ich erinnerte mich, dass ich diesen Knaben bereits vor einigen Tagen gesehen hatte, wie er aus einem Versteck mit seinem Fernglas die Hauptstraße beobachtete. Offenbar berichtete er seinen Angehörigen über das Ankommen ungebetener Gäste.

Zurückgekehrt zum Hof von Mauckert fanden wir in einem der Zimmer unseren Leutnant, einen Feldwebel, der als sein Stellvertreter galt, und die hübsche blonde Flüchtlingsfrau. Auf dem Tisch standen Getränke und ein Plattenspieler. Der Leutnant hatte offenbar in der Schule ein wenig Deutsch gelernt und unterhielt sich ein wenig mühsam aber freundlich mit ihr. Plötzlich stand er auf, schaltete den Schallplattenspieler ein, entledigte sich seine Uniformjacke, unter denen ein weißes Hemd hervorkam und lud die Frau zum Tanzen ein. Sie tanzten sehr harmonisch den einfachen Tango. Nach den Erlebnissen der letzten Wochen kam uns das allen wie ein Traum vor.

Eines Tages kam eine kleinere Gruppe von Franzosen nach Karnkewitz. Manche von ihnen trugen Zivilkleider. Sie fragten mich ein wenig aus und erkundigten, woher ich käme. Ich antwortete: aus Litauen. Sie staunten über mich, denn offenbar hatten zu der Zeit schon die meisten Ausländer ihre Wirte verlassen und sich zu den Sammelpunkten für Ausländer begeben, um wieder in die Heimat zurückzukehren. Deshalb fing einer der Franzosen an, mir auf recht heftige Weise zu erklären, dass ich auch nach Hause fahren sollte. Offenbar war er wütend, dass ich noch immer einem Deutschen diene. Er begriff nicht, was es bedeutete, nach Litauen zurückzukehren und wusste nichts von dem Terror dort. Da ich keine politische Diskussion führen wollte, versprach ich ihm, bald abzureisen. *(Ich weiß bis heute nicht, ob die Franzosen, die die schweren Kriegsjahre in den ruhigen Kreisen Ostdeutschlands verbracht und nicht wenige von ihnen auch Liebesbeziehungen zu jungen deutschen Frauen*

aufgenommen hatten, irgendetwas über das Schicksal deutscher Frauen nach der Besetzung durch die sowjetischen Truppen berichtet hatten. Diese Frage habe ich schon auf mehreren Konferenzen über das Schicksal der Deutschen in Ostpreußen, Pommern und Schlesien gestellt, jedoch nie eine Antwort erhalten).

Auch der Leutnant, der jetzt Polizei spielen durfte, begann über meine Rückkehr nach Litauen zu reden. Seine Gruppe würde nach Osten fahren und sie benötigten einen Übersetzer. Eine Ablehnung kam nicht in Frage, außerdem störte das meine Pläne nicht, in Deutschland zu bleiben. Ich wusste sehr gut, dass eine Kolonne mit vier mit deutschen Raubgütern vollgepackten Pferdewagen nicht weit nach Osten fahren würde, solange der Krieg nicht beendet war. Unwillig verabschiedete ich mich von meinem Wirt und erklärte ihm, dass ich auf den russischen Kommandanten hören müsse. Ich holte mir den noch vom deutschen Arbeitsamt ausgegebenen Ausweis und begab mich zu dem abfahrtsbereiten Wagen. Dort befand sich auch der Leutnant. Plötzlich tauchte eine Frau mittleren Alters vor ihm auf, zeigte mit dem Finger auf einen der Kutscher und sagte, dass dieser sie heute Nacht vergewaltigt hätte. Der Kommandant wendete sich an den Kutscher und verlangte sich zu erklären, doch aus seinem Mund kam lediglich eine Flut von typischen russischen Schimpfwörtern an die Adresse der Frau. Anschließend hieb er auf die Pferde ein und fuhr weg. Der Kommandant befahl mir, der Frau zu sagen, dass er den Soldaten bestrafen würde. Ich tat das, glaubte aber selbst nicht daran, dass der Kommandant diesen Vorfall irgendwann aufgreifen würde.

Aus Karnkewitz fuhren die Wagen tatsächlich in Richtung Osten. Genau erinnere ich mich nicht, aber so nach einem oder zwei Reisetagen erreichten wir ein großes Gut. Man sah hier keine Menschen. Auf dem Hof fanden wir einen Mann mittleren Alters, dem ich genau wie in Karnkewitz dieselben Worte wiederholen sollte: „Eigenmächtigkeiten und Unordnung wird es nicht mehr geben, denn sie seien hier die Polizei“. Als der Kommandant wegging, erzählte mir der Mann schüchtern, dass ein betrunkenener Soldat vor einiger Zeit einen Jungen umgebracht hätte.

Hier im Gut endete mein Dienst als Übersetzer. Der Leutnant erklärte mir, dass er nicht weiter in Richtung Litauen fahren werde, da er einen neuen Befehl erhalten hätte. Dabei könne er mich nicht mitnehmen. Er empfahl mir, auf dem Gut benötigte Sachen wie Kleider, Schuhe und anderes zu suchen und mich in die Stadt zu begeben. Dort würde man mir sagen, was ich tun sollte. In meinem Innern hegte ich keinen Groll gegen den Leutnant, dass er mich zuerst als Übersetzer einstellte und dann anschließend loswerden wollte. Unter den Be-

dingungen des Krieges war das eine gar nicht so schlechte Variante. Damit war ich eigentlich zufrieden. In den anderthalb Jahren in Pommern unter der sowjetischen Verwaltung begegnete ich mindestens zehn Litauern, doch keiner von ihnen hatte als Übersetzer gedient. Sie erklärten mir auch warum: ich sei jung und hätte deshalb beim Übersetzen nicht den Mut aufgebracht, die Sätze der Russen nicht wortgenau wiederzugeben. Die Sowjets trauten am wenigstens den aufgegriffenen Russen, denn diese konnten Wlasow-Anhänger sein.

Ich begab mich ins Schloss, um dort nach einer Möglichkeit zum Übernachten zu suchen. Obwohl alle Türen der Zimmer und Schränke offen standen, war die alte Ordnung noch spürbar. Ich fing an, nach Speisen zu suchen. In einem der Vorratsräume fand ich eine aufgehängte geräucherte Gans. Eine Keule war bereits sauber abgeschnitten. Selbstverständlich nahm ich die Gans mit. *(Als ich nach einem Jahr bei einem polnischen Pfarrer in Köslin beichtete, stellte sich dieser Diebstahl als meine größte Sünde heraus. Andere Sünden waren Verwendung litauischer, russischer und polnischer Schimpfworte. Zu meiner Überraschung erhielt ich nur die Verpflichtung, drei Ave Maria zu beten.)*

Zum Schlafen begab ich mich in die erste Etage, denn dort fühlte ich mich sicherer. Ich fand ein bezogenes Ehebett. Schon mehrmals hatte ich mit Kleidern und Schuhen geschlafen. Ich erinnerte mich an die Nacht, als die sowjetischen Soldaten in Karnkewitz gewütet und ich als Dolmetscher mit Schuhen im sauberen Bett geschlafen hatte. Aber jetzt konnte ich selbst entscheiden, ob ich das tun wollte. Ich fand einen Kompromiss: ich würde mit Schuhen schlafen, aber zuerst legte ich das Bettende mit Zeitungspapier aus.

Am nächsten Morgen ging ich zur Verbindungsstraße, wo sich mir ein überraschendes Bild bot. Auf der nördlichen Seite der Straße lagen etwa alle 60 Meter demolierte Fahrräder. Den Grund begriff ich erst nach einigen Monaten, als ich sah, wie die sowjetischen Soldaten allen Alters das Fahrradfahren übten. Auf der Straße ging ich zu Fuß so lange westwärts, bis ich mir aus den defekten Fahrrädern ein ganzes Fahrrad zusammenzubauen vermochte. An Fahrradteilen und Werkzeugen fehlte es ja nicht. Das Fahren war ein Genuss, denn zum ersten Mal in meinem Leben radelte ich auf einem Asphaltweg. Dann das erste schreckliche Bild - am Rand der Straße lag auf dem Rücken ein toter, großgewachsener Wehrmachtssoldat. Seine Füße befanden sich im Graben, aber der Kopf, der zu Hälfte überfahren war, auf dem Asphalt. Sein Mund mit schönen, gesunden Zähnen war geöffnet, doch die Stirn und die ganze obere Hälfte des Kopfes auf dem Asphalt von Lastwagenreifen zerquetscht. Seine Haare bildeten einen Kranz um die eingedrückte Hirnmasse. Mir verging die Lust, jemals Soldat zu werden.

Ich fuhr weiter mit dem Vorhaben, auf der Kreuzung nach Karnkewitz abzubiegen und meinem früheren Wirt Roggatz und seiner Familie irgendwie behilflich zu sein. Doch noch vor der Kreuzung wurde ich von einer Kutsche überholt, auf der einige Soldaten saßen und einen älteren Deutschen mit einem langen, städtisch wirkenden Mantel mitführten. Ich wurde aufgefordert, mich in die Kutsche zu setzen.

Bei der Fahrt mit der Kutsche sah ich ein anderes hässliches Kriegsbild - etwa dreißig Meter vom Weg lagen sechs bis acht tote deutsche Soldaten. Im Gedächtnis blieben mir ihre weißen Füße ohne Strümpfe und Schuhe, weiße Hände und weiße gewendete Hosentaschen. Mir kam es vor, als ob man hier eine Gruppe Kriegsgefangener erschoss, um ihnen die Schuhe und den Inhalt ihrer Taschen abzunehmen.

Bald stießen wir auf eine Kolonne von hundert bis zwei hundert Frauen. Vorne ging ein Rotarmist. Alle Frauen trugen winterliche Bekleidung und nach der Art der Deutschen gebundene Kopftücher. In den Händen schleppten sie schwere Taschen, manchmal auch eine Tasche zu zweit. Am Ende der Kolonne folgten einige Rotarmisten. Später erfuhr ich, dass aus ganz Pommern solche Frauenkolonnen nach Graudenz an der Weichsel zogen. Dem Gerücht nach wurden sie von dort in die Sowjetunion deportiert.

Die Soldaten brachten den alten Deutschen und mich nach Köslin. Was mit dem Deutschen geschah, weiß ich nicht. Ich wurde in ein Quartier gebracht, wo die Ausländer gesammelt wurden. Es dämmerte schon und aus einem großen Gebäude erklang ein fröhliches französisches Lied, gesungen von mehreren Sängern. Ich wurde in einem anderen Haus untergebracht, in dem sich mehrheitlich Polen befanden. Die früher Gekommenen schliefen im Sitzen auf den wenigen Stühlen, die übrigen saßen auf dem Boden. Im Unterschied zu den Franzosen sangen die Polen nicht. Vermutlich wussten sie noch nicht, wie ihre Befreiung ausgehen würde.

In den nächsten Tagen wurden die Ausländer nach Staatsangehörigkeit aufgeteilt. In der Registrierungsstelle saßen ein Feldwebel bzw. Sergeant und ein einfacher Soldat. Auf die Frage woher, antwortete ich: „aus Litauen“. Die Registrierenden sahen sich gegenseitig an und der Feldwebel fragte seinen Kollegen, ob man mich zu den Polen oder Jugoslawen schicken sollte. Ich begriff, dass sie nur wenige Geographie- und Politikkenntnisse besaßen. Ich schwieg lieber. Einer von ihnen ging schließlich, um einen Vorgesetzten zu holen. Ein kaukasisch aussehender Hauptmann erschien und fragte mich nach meiner Nationalität. Ich antwortete: Litauer. Mit großer Freude rief der Hauptmann: „Er ist einer von uns“. Offenbar hat er nicht vergessen, dass Litauen bereits vor

dem Einfall der Deutschen an die Sowjetunion angegliedert war. Jetzt als Sowjetbürger musste ich eine völlig andere Überprüfung über mich ergehen lassen. Hinter diesem Tisch saß ein Leutnant. Er fragte mich nach Angaben, die normalerweise in einem Ausweis stehen, und befahl mir, alles, mit Ausnahme der Wäsche, aus dem Rucksack auf den Tisch zu legen. Auf den Tisch legte ich auch eine Kneifzange und etliche Schraubenschlüssel, die ich unterwegs von den gefundenen Fahrrädern für die Montage eines fahrtüchtigen Fahrrads mitgenommen hatte. Diese Gegenstände überraschten den Leutnant und ich musste ihm meine Reise mit dem zusammengeflackten Fahrrad beschreiben. Einen vielseitig benutzbaren Schraubenschlüssel legte er hinter sich, die übrigen durfte ich wieder mitnehmen. Ich war auf den Offizier nicht böse, denn für mich war es leichter, unterwegs nach Schlüsseln zu suchen, als für einen uniformierten Offizier.

Die Männer aus Osteuropa wurden nach der Aufteilung nach Staatsangehörigkeit gemeinsam in einem Haus untergebracht. Niemand wusste, wie es weiter gehen sollte. Tagsüber schlenderten wir innerhalb des uns zugeteilten Quartals. Eines Tages rief ein polnisch sprechender Mann, dass in der Nähe im Keller Alkohol gefunden worden sei. Alle begaben sich zum Keller, der kaum aus der Erde ragte. Vor seiner Tür bildete sich eine geordnete Menschengänge. Alle benahmen sich höflich und lächelten sich freundlich an. Durch dieselbe Tür kamen bereits Männer mit Flaschen heraus. Auch hier herrschte Ordnung - alle hatten sich mit vier Flaschen, in jeder Hand zwei, eingedeckt. Es war französischer Wein. Später, bei meiner bereits erwähnten Beichte, habe ich dem Pfarrer die Mitnahme des Weines allerdings unterschlagen.

Nicht lange danach, vermutlich in der zweiten Aprilhälfte, wurden den fünfzig oder hundert Männern im Haus Gewehre mit Bajonetten ausgeteilt. Die Gewehrstempel belegten, dass die französischen Gewehre aus dem Ersten Weltkrieg stammten. Ich stellte mir Bilder aus den Vorkriegsfilmern und aus Buchillustrationen über die Kämpfe in den arabischen Ländern vor. Ich bekam nur zwei Patronen. Wie viele Patronen die Anderen erhielten, weiß ich nicht. Niemand fragte uns, ob wir das Gewehr laden und schießen konnten. Uns wurde lediglich eine Parole mitgeteilt, falls wir nachts auf eine Patrouille oder Wache stoßen würden. Unsere Vorgesetzten nahmen offensichtlich an, dass wir alle in der Armee gedient hätten und eine Einweisung in den Waffengebrauch überflüssig wäre. Meine Aufgabe war es, nachts um einen Platz so groß wie ein Stadion, auf dem etwa anderthalb Tausend Kühe zusammengetrieben waren, zu patrouillieren. Ich durfte niemanden durch die Absperrungen hereinlassen und sollte aufpassen, dass die Kühe nicht ausbrachen.

Etwa Ende April bekamen wir den Auftrag, die Kühe zum sechs Kilometer entfernt gelegenen Kirchdorf Jamund zu bringen. Wir trieben sie auf einer Schotterstraße. Manche Kühe hinkten. Nach einigen Kilometern sprangen zwei Kühe aus der Herde und liefen zu einem etwa zwei hundert Meter entfernten Haus. Offenbar war das ihr Heimatstall. Natürlich haben wir sie wieder zurück zur Herde getrieben.

In den Ställen von Jamund fanden nicht mehr alle Kühe Platz, so dass einige Scheunen zu Ställen umfunktioniert wurden. Meine Aufgaben blieben dieselben wie in Köslin. Ich patrouillierte nachts auf den langen Straßen des Ortes oder ich stand Wache, meistens vor der Kommandantur. Es gab nur einen Unterschied - die bewaffneten Zivilisten, meistens Polen, lebten vermischt mit den Soldaten. Aber auch die Soldaten ähnelten sehr oft den Zivilisten - waren die Uniformen zerschlissen, so zogen sie sich Zivilkleider an, die sie in den Häusern der Deutschen fanden, meistens einfarbige Hosen und Jacken, auf die sie die Achselstücke annähten. Sehr beliebt waren die dunkelgrünen Jacken der deutschen Bauern. Man sagte, dass die Soldaten lediglich keine schwarze Kleidung tragen durften. Von ihren Uniformen blieben oft nur die Feldmützen übrig. Vor allem die Soldaten hinter der Front, z. B. die Genesenen, hatten solche Freiheiten. Lediglich Offiziere trugen richtige Uniformen. In Jamund „residierte“ ein Oberst oder Oberstleutnant.

Nach einer gewissen Zeit wurde ich in Jamund sogar befördert: ich wurde zum Aufsichtführenden eines Hofes ernannt, auf dem ich auch die Aufgaben eines bewaffneten Wächters ausübte. Im Stall und in der Scheune waren mehr als siebenzig Kühe untergebracht. Ich sollte die Kühe bewachen, damit sie nicht ausbüchsten, und darauf achten, dass sie genügend Futter bekamen. Die eigentlichen Hofarbeiten erledigten die deutschen Frauen und älteren Männer. Die Aufsicht über das Melken und die Ablieferung der Milch oblag einer schönen, schwarzhaarigen Frau von weniger als dreißig Jahren, die aus Warschau kam und die deshalb von den Polen ohne jegliche Ironie als Warschawjanka genannt wurde. Sie mischte sich allerdings nicht in die Melkarbeit ein, das erledigten die Deutschen selbständig. Daher konnte ich mich beim Melken zu ihr an einen Tisch auf dem Hof setzen und mich schüchtern mit ihr unterhalten. Sie sprach recht pessimistisch über ihre Zukunft und sagte, dass der Krieg ihr die schönsten Lebensjahre weggenommen habe. Unter anderem erzählte sie mir, dass unser unmittelbarer Vorgesetzte, ein Feldwebel, ihr für eine Nacht eine goldene Uhr angeboten hatte. Mich nannte sie Pan Litwin (Herr Litauer). Ich war sehr stolz über ihre Mitarbeit in dem von mir bewachten Hof. Auch zwei junge polnische Offiziere kamen, um sich mit ihr zu unterhalten. Einer

von ihnen gab sich als ehemaliger Student der Wilnaer Universität aus. Wir stritten uns in der Gegenwart der Dame höflich, wem das Wilnaer Gebiet angehören sollte: Polen oder Litauen.

Im Mai, nach dem Ende des Krieges, redeten die „befreiten“ Ausländer unter sich offener. Es stellte sich heraus, dass in Jamund mehr als zehn Litauer verschiedenen Alters, ein estnisches Ehepaar und ein Tscheche, der jetzt als Friseur tätig war, arbeiteten. Es gab Aussagen, dass sich unter den Polen auch einige ehemalige Gestapomitarbeiter befänden, die aus dem Danziger Raum stammten und Polnisch wie auch Deutsch frei sprachen. An einem Abend vernahmen wir auf dem Dorfplatz von den Polen gespielte Tanzmelodien aus der Vorkriegszeit. Einige sowjetische Soldaten übten dort das Fahrradfahren. Im Dorfsaal gab es abends Tanz, jedoch erinnere ich mich nicht, ob dort auch die Deutschen mittanzten.

Das fröhlicher gewordene Leben des nichtdeutschen Bevölkerungsteils in Jamund wurde durch ein Unglück jäh aufgeschreckt - ein junger Pole durchschoss versehentlich den Oberarm der schönen Polin aus Warschau. Sie wurde ins Kriegslazarett nach Köslin gebracht, wo man ihr den ganzen Arm amputieren musste. Am nächsten Tag ergriff der Oberst entsprechende Maßnahmen - seine Soldaten wurden beauftragt zu überprüfen, ob die Zivilisten mit dem Gewehr umgehen können. Ein Leutnant ließ die etwa dreißig Männer mit ihren Waffen in einer Reihe auf dem Dorfplatz aufstellen. Zuerst sollten die Offiziere der polnischen Armee nach vorne vortreten. Zwei oder drei Männer taten das. Sie brauchten nicht am Drill teilzunehmen und gingen mit gleichgültigen Mienen weg. Für den Unterricht im Umgang mit der Waffe wurde uns ein junger und kleingewachsener Soldat zugeteilt. Ich erinnere mich noch an ein Unterrichtselement - nach dem Kommando „Waffen scharf machen“ warf er sein rechtes Bein nach vorne, stellte dort das Gewehr auf und lud es. Die Polen fingen heimlich an, den Lehrer auszulachen. Nach seinem Kommando „links“ drehten sie sich absichtlich nach rechts. Offenbar spielten sie die Doofen, um die Waffen schneller loszuwerden.

Zwei meiner litauischen Freunde, die bereits fast vierzig Jahre alt waren, wurden in die sowjetische Armee einberufen. Sie hatten mir erzählt, dass sie früher bei der deutschen Flugabwehr gedient hätten. Da ich noch zu jung war, wurde ich nicht einberufen. Aber den Soldateneid musste ich eines Tages zusammen mit allen anderen Männern aus der Sowjetunion leisten. Als man mich im Herbst 1946 mit anderen Flüchtlingen und Deportierten für die Rückreise in die Litauische Sowjetrepublik registrierte, wurde mir eine Bescheinigung in russischer Sprache ausgestellt, dass ich ab dem 25.4.1945 als frei angestellter

Wächter gearbeitet hätte. Nach der Vereidigung erhielten wir russische Gewehre anstelle der französischen. Wie alle Frontsoldaten bekam auch ich anstelle der zwei Patronen jetzt mehr als zehn. Die Patronen trug ich in der Hosentasche.

Das Kriegsende fiel mit einer lokalen Sensation zusammen. Bei der Kommandantur tauchte eine junge Frau auf, die sich seit dem Ankommen der sowjetischen Armee im Heu versteckt gehalten hatte, so dass die Soldaten sie nicht gefunden hatten. Jetzt, nach zwei oder drei Wochen, stellte sie sich. Auch ich eilte hin, um sie mir anzusehen. Sie war grazil, dunkelhaarig und dunkel angezogen. Später erzählten mir die Frauen, dass sie vor dem deutschen Zusammenbruch mit einem französischen Kriegsgefangenen befreundet war, aber man verurteilte sie deshalb nicht. Von der ersten Etage aus schoss der Vorgesetzte der polnischen Gruppe mit einem kleinkalibrigen Sportgewehr vor ihre Füße in die Erde, offenbar aus Wut, dass diese Beute nicht ihm, sondern dem russischen Kommandanten in die Hände fiel. Das Ende des Krieges brachte den deutschen Frauen keine Rechte ein.

Die Nachtwachen gingen mir auf die Nerven. Ich konnte zwar tagsüber schlafen, doch die Soldaten oder Freunde störten mich öfters. Außerdem liebte ich es, Bücher zu lesen. Ich suchte unbewohnte Häuser auf, in denen ich nicht wenige Bibliotheken fand. Schließlich kam ich darauf, wie man während der Nachtwache schlafen konnte. Ich trieb mir einen Wecker auf und sobald die Kontrolle an meinem Posten vorbei war, stellte ich die Uhr um zwei Stunden später ein, denn die Kontrolleure kamen erst drei bis vier Stunden später wieder. Einmal fand ich keinen geeigneten Platz zum Schlafen und kletterte daher auf einen mit Heu vollgeladenen Wagen auf dem Dorfplatz, wo ich einschlief. Ich wachte erst auf, als die Melkfrauen angingen, auf Rädern die gemolkene Milch auszufahren. Ich genierte mich, mit meinem Gewehr bei Tageshelle vom Heuwagen herunter zu rutschen, weniger aus Scham, dass ich der Roten Armee schlecht diente, sondern dass ich wie ein Kind eingeschlafen war. In einem günstigen Moment rutsche ich schließlich vom Heuwagen herunter. An die Reaktion der Frauen erinnere ich mich nicht.

Im Mai wurden die Kühe aus den Ställen auf die Wiesenkoppel getrieben, die mit einem Drahtverhau eingezäunt war. In dieser Koppel blieben die Kühe nur nachts. Tagsüber wurden sie auf der Wiese von deutschen Frauen mit Hunden gehütet. Nachts wurden die Kühe auf der Koppel von bewaffneten Rotarmisten und „Nichtdeutschen“ bewacht. Ich sollte zusammen mit einem etwa drei Jahre älteren Rotarmisten die Wache übernehmen. Die Nächte waren noch kalt, aber wir kamen bald dahinter, wie man sich warm hielt. Auf den Wiesen standen

einige Heuschöber mit Klee und Heu des Vorjahres. Wir hoben die Oberschicht der Heuschöber ab und legten uns darunter, denn unter der Oberschicht, wo das Heu faulte, war es angenehm warm. Wir legten uns nebeneinander, die Gewehre neben uns. Ich schlief unter der Wärme schnell ein. Plötzlich hörte ich die Stimme meines Nachbarn, ich sollte nicht schlafen. Seine Stimmlage verriet mir, dass er selbst schon geschlafen hatte. Ich antwortete, dass ich nicht schlafe. Nach einer Stunde wiederholte sich die Situation. Der Nachbar versuchte, mich in Angst vor deutschen Partisanen zu versetzen, die im Wäldchen sich befinden könnten. Ich erklärte ihm, dass die Deutschen keinen Partisanenkrieg kennen, das sei nicht ihre Art. Aber ich konnte ihn nicht überzeugen. Andere Soldaten, mit denen ich Wache schieben musste, hatten keine Angst vor Partisanen, aber Bemerkungen wegen meines Einschlafens musste ich mir auch von ihnen anhören.

Bis zur Koppel waren es drei bis vier Kilometer, die wir eine Zeitlang mit Fahrrädern bewältigten. Da wir aber keinen Kleber auftreiben konnten, fuhren wir jedoch mit luftleeren Schläuchen, was das Fahren nicht gerade angenehm machte. Fahrräder mit intakten Schläuchen besaßen nur einige Vorgesetzte.

Auf der Weide erzählten mir die Frauen von einer Flüchtlingsfrau aus Westdeutschland, die fünf Sprachen beherrschte, jedoch nicht im Stande sei, das Melken zu erlernen. Ich begab mich zu ihr, um sie kennenzulernen. Sie war eine etwa fünfzig Jahre alte Frau mit braunen Haaren, soweit ich mich erinnere, aus Bochum. Sie bat mich, auf Litauisch bis zehn zu zählen und meinte, dass die litauischen Zahlwörter Ähnlichkeiten mit denen in der polnischen Sprache aufweisen würden. Leider fiel mir nicht ein, ihr zu sagen, dass sie dieselbe Ähnlichkeit auch mit der lateinischen Sprache hätten.

Im Hochsommer wurden alle Litauer aus Jasmund in ein kleineres Nachbardorf nach Schwerinsthal umgesiedelt und im Erdgeschoss eines großen Hauses, in dem im oberen Geschoss die Kommandantur untergebracht war, einquartiert. Der Kommandant war ein Oberfeldwebel aus Georgien. Ein litauischer Landwirt, der mit seiner ganzen Familien nach Deutschland geflüchtet war, wurde als zuständig für Wirtschaftsangelegenheiten bestimmt. Dem Feldwebel waren circa zehn Soldaten, meistens Genesene aus dem Kriegslazarett, unterstellt. Er zeigte offen seine Sympathien für die deutsche Kultur. Beim Umgang mit den Flüchtlingen kritisierte er vorsichtig die sowjetische Kultur und Wirtschaft. Einen solchen Mut schöpfte er sicherlich aus dem Umstand, dass er Stalins Landsmann war.

Unser Ankommen in Schwerinsthal fiel mit der massenhaften Ausbreitung von Tripper zusammen. Nicht nur die deutschen Frauen und die sowjetischen Sol-

daten, sondern auch die zwangsevakuieren und geflüchteten Frauen aus der Sowjetunion erkrankten. Die Soldaten schickte man ins Lazarett, die Frauen aus der Sowjetunion gingen durch die verlassen Häuser und suchten nach bestimmten Medikamenten. Eine erzählte, dass sie es sogar mit Zahncreme versucht hätte. Ein Opfer des Trippers wurde auch unser guter Kommandant. Eines Tages verschwand er und man teilte den Soldaten mit, dass er im Krankenhaus sei. Die älteren Frauen waren wütend auf eine schüchterne aber hübsche junge Deutsche und warfen ihr vor, sie sei die Schuldige. Dabei hat sie nie verheimlicht, dass sie von den Soldaten angesteckt worden sei. Aber das kaukasische Blut konnte offenbar nicht widerstehen.

Anstelle des erkrankten Kommandanten wurde vorübergehend ein einfacher Soldat, ein Baschkire, eingesetzt, der aber nur eine Aufgabe wahrnahm - die Vergabe des Kennwortes für die Patrouille. In dieser Zeit gab es Gerüchte über polnische Soldaten der Armija Krajowa in den nahen Wäldern, sie würden die Dörfer aufsuchen und für die Nahrungsprodukte gut bezahlen. Die Polen idealisierten diese Soldaten, denn die Haltung der Roten Armee und die Teilung der besetzten Gebiete warfen viele Probleme auf.

Die Arbeit in Schwerinsthal unterschied sich nicht viel von der früheren in Jasmund. Auch hier musste ich auf der einzigen Dorfstraße nachts patrouillieren. Die Straße war mit Steinen gepflastert, der mit Bordstein abgetrennte Gehweg jedoch mit hellem Sand ausgelegt. Am Rand des Gehwegs standen Linden. An das alles erinnere ich mich wegen eines Vorfalls so genau. In einer Vollmondnacht patrouillierte ich mit einem Soldaten aus Aserbaidschan. Plötzlich sahen wir auf dem Gehweg in einer Entfernung von 40 Metern einen Reiter mit einer polnischen Militäruniform in Khaki. Er kam uns näher und erblickte uns erst, als wir die Gewehre von den Schultern herunterrissen und sie luden. Mein Unterbewusstsein signalisierte mir ein Bild von einem Cowboy in einem vor dem Krieg gelesenen Buch, der das Lied „Mond über Colorado“ sang. Ich beschloss, nicht zu schießen. Mein Kollege schrie: „Stoj“. Der Reiter wendete graziös sein Pferd auf dem Gehweg und galoppierte zurück. Der Kaukasier schoss im Laufenden auf ihn. Ich lief nebenher. Als seine Patronen zu Ende gingen, entriss er mir mein Gewehr. Am Ende des sandigen Gehweges wechselte der Reiter auf den Steinpflaster. Auch mein Gewehr wurde bis zur letzten Patrone geleert. Den zur Hilfe geeilten Soldaten in Hemden erzählte der Kaukasier, was hier passiert war. Aber er verschwieg, dass ich nicht geschossen hatte.

In der Mitte des Sommers kam ein neuer Kommandant, ein schwächlicher Oberfeldwebel. Er erzählte, dass er mehrfach verwundet gewesen sei und eine

Medaille hätte. Für die Nächte holte er sich keine deutschen, sondern sowjetische Frauen. Bekannt war er wegen seiner Gewohnheit, zu Wodka Milch zu trinken.

In den kurzen Sommernächten verkürzte sich auch mein nächtlicher Dienst mit dem Gewehr. Einen großen Teil des Tages verbrachte ich als Helfer des deutschen Fleischers. Diese Arbeit wurde zu meiner zweiten Universität. Der Fleischer, dessen Name wohl Otto Winkel war, lehrte mich, den Arbeitsprozess zu organisieren und erklärte mir auch die Bedeutung der Organisation. Vor dem Schlachten bzw. Niederschlagen des Schweins oder der Kuh legte er auf dem Boden eine Plane, auf der das Vieh zu liegen kam. An den Rändern der Plane verteilte er die Eimer und Messer verschiedener Größe und Schärfe. Jeder Gegenstand hatte seinen Platz. Beim Ausnehmen des Tieres musste ich ihm diese Eimer und Messer nach seiner Anweisung reichen. Wenn ich die Gegenstände nicht so gab, wie der Fleischer sie platziert hatte, wurde ich ermahnt, die Reihenfolge einzuhalten. Während der Arbeit fand er immer Zeit, mir beim Pfeifenrauchen über seinen Dienst als Artillerist auf einem Kriegsschiff im Ersten Weltkrieg zu erzählen, wie er in Kattgat und Skagerrak gekämpft hatte. Mich überraschte auch, dass er sogar zwei litauische Politiker, Smetona und Voldemaras, namentlich kannte. Er meinte, beide seien tüchtig gewesen, wenn auch seiner Meinung nach Voldemaras besser war. Ich fragte ihn, woher er sie kenne und er sagte, aus Schulungen. Später erzählten mir die Leute, dass er Parteimitglied gewesen sei.

Während meiner Arbeit in Schwerinsthal wurde die Verwaltung Pommerns von Polen übernommen. Allen in Schwerinsthal arbeitenden Litauern bot die polnische Verwaltung die polnische Staatsangehörigkeit und die Übernahme deutscher Höfe an. Diese Vorschläge wurden nur in Abwesenheit der übrigen sowjetischen Staatsangehörigen unterbreitet. Wir hatten bereits in Köslin Litauer getroffen, die polnische Staatsbürger geworden waren. Die Ausweise aus der Vorkriegszeit spielten hierbei keine größere Rolle, denn man konnte sagen, dass sie auf der Flucht oder beim Bombardieren verloren gegangen seien. Aber die Litauer in Schwerinsthal lehnten das Angebot der polnischen Behörden ab. Wir wollten in die Heimat, egal wie es dort war. Vielleicht würde man nach dem Ende des Krieges niemanden mehr nach Sibirien verbannen?

Der Kommandant von Schwerinsthal hatte seinen eigenen Kutscher. Die Kutsche war nötig, um die Verbindung nach Jamund, wo ein Zentrum irgendeiner Kriegswirtschaft untergebracht war, aufrecht zu erhalten. Als Kutscher arbeitete ein bereits ergrauter Pole. Doch zu Beginn der Verteilung der deutschen Höfe an die Polen suchte sich dieser Kutscher einen unbewohnten Hof aus und

quittierte beim Kommandanten seinen Dienst. So wurde ich zum Kutscher ernannt.

Auf einer der Fahrten nach Jamund fiel mir auf der Chaussee Köslin-Jamund ein alter Mann mit einer kleinen Milchkanne auf, der auf der Straße lose oder gelockerte Steinchen aufhob und sie neben die Straße warf. Auf einer anderen Fahrt erblickte ich diesen Mann wieder. Von den deutschen Frauen erfuhr ich, dass er der Wärter der Chaussee gewesen sei. Auch nach Ankündigung der Aussiedlung der Deutschen sei er nicht imstande gewesen, auf seine alten Pflichten zu verzichten. In Köslin hingen bereits große Plakate auf Polnisch, in denen die Ausweisung aller Deutschen hinter die Oder gefordert wurde. Nach Jamund ging der alte Wärter um Milch zu holen. Die Frauen erzählten auch, dass die Polen ihm bereits einmal die Milch weggenommen hätten. Aber er gab nicht auf.

Weil es in Schwerinsthal keinen Friseur gab, begab ich mich an einem Sommertag nach Köslin. Dort hatten sich bereits polnische Kaufleute und Handwerker niedergelassen. Ich trat in ein Friseurgeschäft ein. Im Raum standen zwei Männer - der kleinere etwa vierzig Jahre alt, der andere, groß und hager, etwa sechzig Jahre alt. Der Jüngere ließ mich im Friseurstuhl Platz nehmen und befahl dem Älteren auf Deutsch: „Ein Glas Wasser“. Ein Topf mit Wasser stand in einer Entfernung von fünf Schritten. Der Deutsche erfüllte den Wunsch seines neuen polnischen Herren, wenn auch recht phlegmatisch. Der Pole trank und fing an, meine Haare zu schneiden.

An diesem oder dem folgenden Tag erblickte ich auf der Straße einen Pulk fröhlicher Mädchen in Schuluniformen. Es tat mir im Herzen weh. Wann und wie werde ich überhaupt in mein Gymnasium zurückkehren? Dieser schöne Augenblick in Köslin wurde von einem schrecklicheren Anblick durchkreuzt. Ein deutsches, etwa fünfzehnjähriges Mädchen aus Schwerinsthal hatte mich gebeten, sie ins Krankenhaus von Köslin zu begleiten, wo ihr jüngerer Bruder lag. Wir gingen dorthin zu Fuß. Ihr Bruder lag im Krankenhaus, das der polnischen Verwaltung unterstellt war. Als sie ihrem Bruder die spärlichen Essengaben, die sie von zu Hause mitbrachte, reichte, sah ich, dass die kurz geschorenen Kopfhare des abgemagerten Kindes von Läusen bevölkert waren. Die Läuse krochen auch in den Augenbrauen herum. Mir taten die beiden leid, aber ich konnte ihnen nicht helfen. Ich sagte der Schwester, dass ich vor der Krankenhaustür auf sie warten werde. Ich konnte nicht erkennen, welcher Nationalität die mit gleichgültigen Gesichtern herumlaufenden Schwestern waren. Nach einer halben Stunde verließen wir Köslin.

Bei einem der Aufenthalte des Kommandanten in Jamund begaben wir uns in eine Scheune eines großen Hofes, in dem Roggen gedroschen wurde. Es war Mittagspause und die Frauen saßen auf den nicht gedroschenen Roggengarben. Plötzlich erklang von draußen aus einem Lautsprecher ein von einem deutschen Solisten vorgetragenes Lied. Eine fröhliche Frau, die am höchsten saß, schrie: „Deutschland war und wird bleiben!“ Eine Frau, die ich kannte, sagte leise zu mir: „Sie ist die Frau des Hauptmanns“.

An einem anderen Tag erblickte ich junge deutsche Kriegsgefangene beim Getreidedreschen. Sie trugen weiße Hemden und warfen sich sportlich mit Forken die Roggengarben zu, bis die Garben in der Dreschmaschine landeten. Trotz der Kriegsgefangenschaft erledigten die Deutschen ihre Arbeit gut. Ich dachte dabei auch an den Fleischer Otto Winkel, der zum Schweineschlachten mit Krawatte erschien.

Mit dem Erstarren der polnischen Verwaltung verringerte sich die Willkür sowjetischer Soldaten. In Schwerinsthal hörte man bereits die Frauen und Männer singen. An den Wochenenden erklang Musik eines deutschen Akkordeonspielers. Schließlich begannen auch die Deutschen zu tanzen, nicht nur moderne Tänze, sondern auch ältere Tanzweisen, die einem Spiel ähnelten. Auch ein blonder, sportlich aussehender ehemaliger Wehrmachtssoldat mit einer Beinverletzung tanzte mit. Man sah ihn nie mürrisch. Nach seiner Verletzung war er zum Aufpassen auf sowjetische Kriegsgefangene eingesetzt worden. Beim Nahen der Front schlugen die Gefangenen ihm vor, bei ihnen zu bleiben, sie würden ihn beschützen. Doch er wurde gezwungen, von dort wegzugehen. In Schwerinsthal fand er ein Mädchen, mit dem er zusammenlebte, und alle waren darüber erfreut.

Ganz anders gestaltete sich das Leben des deutschen Akkordeonspielers. Er war klein, schwächig und ein einsilbiger Mensch. Seine Frau war zwar nicht größer, aber fülliger und strahlte Gesundheit aus. Ich fand sie schön. Die Frauen berichteten, dass sie mit einem russischen Offizier weggegangen und auch nach den Monaten der Willkür nicht zu ihrem Mann zurückgekehrt sei. Vielleicht war das der Grund für die traurigen Melodien des Musikanten.

Für die sommerlichen Feldarbeiten wurden einige Dutzend junger Russinnen nach Schwerinsthal und in die benachbarten Dörfer gebracht. Mit ihnen sollten auch wir, die ehemaligen Wächter, arbeiten. Sie erzählten uns, dass sie Städterinnen waren, aber sie verrichteten die Feldarbeit ganz ordentlich. Mit ihrer Fröhlichkeit und Zurückhaltung haben sie ein wenig die Grausamkeit ihrer männlichen Landsleute kompensiert. Im nächsten Dorf war auch noch eine Gruppe sowjetischer Bürger untergebracht, darunter auch Deutsche aus Russ-

land und dem Kaukasus. Ich erinnere mich noch an einen Vater mit zwei Töchtern. Der Vater sprach Deutsch in einer mir unbekanntem Mundart, aber die Töchter hörte ich nie deutsch sprechen. Als ich eines Tages wieder nach Jamund kam, führten die mir bekannten Melkerinnen mich zu der Frau, die fünf Sprachen beherrschte, jedoch nicht melken konnte. Sie saß auf dem Melkschemel bei einer Kuh. Sobald sie mich erblickte, sagte sie mir irgendwas Heiteres und fing an, mit betonten Bewegungen zu melken. Sie hatte also doch das Melken gelernt.

An einem heißen Sommertag nach der Arbeit lernte ich bei den Litauern einen jungen Mann mit kurzen Hosen kennen, der ein wenig älter war als ich. Er kam aus Schübben, wo er dieselben Aufgaben verrichtete wie ich. Nach einer Woche erschien er wieder und brachte mir den Roman „Das Bildnis des Dorian Gray“ von Oscar Wilde mit. Bei der Übergabe des Buches zitierte er den ersten Satz aus diesem Buch „Die Schönheit ist das Wunder aller Wunder“. An diesen Satz erinnere ich mich deshalb, weil er noch ein Mal fiel, als ich mit diesem neuen Freund einen Versuch startete, in den Westen zu gelangen. Darauf komme ich später zurück.

Bei einer der Fahrten mit dem Kommandanten nach Jamund erblickte ich eine sehr dürrig angezogene Gruppe von Menschen verschiedenen Alters, die neben der Straße gingen. Einige von ihnen waren sogar barfuß. Ich erfuhr, dass sie aus den an die Sowjetunion angegliederten ehemals polnischen Gebieten hierher gebracht worden waren. Von den früher nach Pommern gekommenen Polen unterschieden sie sich durch ihre Kleidung, denn die neuen Siedler fanden nichts mehr in den verlassenen deutschen Häusern. Die früher gekommenen Polen schauten auf die Neuen von oben herab und fügten gerne den Hinweis „hinter dem Bug“ hinzu. Somit standen diese Neusiedler in der Hierarchie der Bewohner den verbliebenen Deutschen am nächsten.

Gegen Ende des Sommers oder Anfang Herbst tauchten im Ort fünf große, rot gestrichene neue Traktoren mit jungen polnischen Traktoristen auf. Man sprach von der Hilfe der Amerikaner. Die Traktoren pflügten die Felder in kurzer Zeit. Ein neues Zeitalter brach an.

Die Litauer wurden bald aus Schwerinsthal in das etwa vier Kilometer südlich von Köslin liegende Konikow verlegt. Auch dieses Dorf gehörte zu derselben sowjetischen Versorgungsstation der Roten Armee. Als Dorfkommandant fungierte hier ein hochgewachsener, blonder Feldwebel, der ruhig und taktvoll war. Ich denke, dass er früher Lehrer war, denn sein Dienstzimmer war mit Bildern exotischer Tiere, wie sie in den Schulen verwendet werden, dekoriert. Eine Zeitlang haben wir Litauer gemeinsam mit den Deutschen die Viehrüben

geerntet. Danach wurden wir Männer wieder zu Wächtern. Unsere Pflicht war es, durch die Straßen des Dorfes zu gehen und aufzupassen, dass die für den Nachtdienst eingeteilten Frauen in den überfüllten Ställen nicht einschliefen. Sie sollten auf kalbende und kranke Kühe aufpassen. Ein energischer, hochgewachsener Soldat machte uns mit den wachhabenden Frauen bekannt. Ange-trunken erzählte er uns, dass er früher Leutnant war, aber wegen irgendeines Vergehens degradiert worden war. Bei der Vorstellung der Frauen im Nachtdienst nannte er deren Namen und fügte hinter vorgehaltener Hand hinzu „Tripper“ oder „Unklar“. Die Frauen im Nachtdienst wurden zu meinen besten Deutschlehrerinnen. Als die Winterfröste einsetzten, unterbrach ich häufig die Wache draußen und kehrte gerne in den von den Kühen gewärmten Stall ein. Wir setzten uns aufs Stroh, unterhielten uns über Gott und die Welt und erzähl-ten aus unserem Leben. Ich ließ sie auch schlafen mit dem Versprechen, sie aufzuwecken, wenn eine Kontrolle käme. Oder umgekehrt, ich schlief einge-graben im Stroh und sie alarmierten mich rechtzeitig bei den Kontrollen. Hier im Stall erzählte eine Zwanzigjährige von ihrer Arbeit an den Schanzen und sang mir das Lied „Wo die Grabow fließt“, das ich im ersten Teil meiner Erin-nerungen bereits zitiert habe. Eine Sechzehnjährige sang mir dabei auch ein selbst gereimtes Lied aus der sowjetischen Besatzungszeit, in dem im deut-schen Text auch polnische Worte eingeflochten waren (*mit der Melodie des Liedes „Vor der Kaserne, vor dem großen Tor“ von Marlene Dietrich*):

Deutsche Paninka, russischer Soldat,
Trinken Champagner und essen Schokolad'.
Wszystko jedno – ganz egal,
In einer Nacht zwanzig Mal.

Mit diesem Lied drückten die deutschen Frauen ihren Fluch auf den Führer und auf ihr Schicksal aus. Die meisten Bewohner Pommerns kannten die polni-schen Worte „Wszystko jedno“ (ganz egal), die wegen ihres Klanges oder häufiger Verwendung zu einer Metapher des Polentums geworden waren.

In einer Nacht erzählte mir dasselbe Mädchen, dass eine deutsche Familie aus dem Dorf heimlich fliehen und zusammen mit anderen Vertriebenen hinter die Oder gehen möchte. Die polnische Verwaltung bemühte sich, möglichst viele Deutsche zu vertreiben, obwohl das die sowjetischen Militärs aus Mangel an Arbeitskräften zu verhindern suchten. Man munkelte auch, dass die Kühe ge-schlachtet und gesalzen von Rügenwalde aus mit Schiffen nach Leningrad transportiert würden. Das Mädchen sagte mir, dass sie und ihre Freundinnen diese Familie beim Kommandanten anzeigen wollen. Überrascht erkundigte ich mich über den Grund dieser Denunziation. Sie antwortete: „Wir sollten alle

gemeinsam leiden“. Ich dachte dabei an ihre Erzählung über ihren kleinen Bruder, der bei einem Angriff verblutet war. Das Mädchen hat dennoch ihre Drohung, diese Familie anzuzeigen, nicht wahrgemacht.

Das Leben der Deutschen in Konikow gestaltete sich keineswegs schlechter als in anderen Dörfern des Kreises. Der Kommandant war zu allen gleich taktvoll. Das Melken überwachten einige Litauerinnen. Meiner Meinung nach, hing der wirtschaftliche Erfolg des Kommandanten auch mit seiner Entscheidung zusammen, einen deutschen Großbauer, dessen Hof in der Nähe war, zu seinem Berater zu machen. Die Melkerinnen schilderten mir, dass dieser Bauer noch vor dem Krieg ein Telefon im Stall einbauen ließ.

Im Frühjahr 1946 wurde ich mit einigen Litauern nach Kleist verlegt, das nordöstlich von Köslin lag. Wir wurden in einem Schloss untergebracht. Hier wohnte auch eine Frau mittleren Alters, die stets dunkel gekleidet war. Nach kurzer Zeit reiste sie ab. Die Leute sagten, sie sei die Frau des Schlossherren Hildebrandt gewesen. Ich habe sie nie im Gespräch mit anderen Menschen gesehen, obwohl deutsche Köchinnen und der Dorfschulze in das Schloss kamen. Die alten Instleute des Schlosses schilderten mir eine fast legendäre Begebenheit. Als die sowjetischen Panzer durch das Dorf fuhren, stand der Schlossherr, ein Major oder Oberst, in der Mansarde des Schlosses und beobachtete rauchend die sich nähernden Panzer. Anschließend ging er seelenruhig aufs Feld, wo sein Flugzeug stand und flog davon.

In Kleist übte ich wieder ähnliche Aufgaben aus: einen Teil der Nacht verbrachte ich bei der Bewachung der Kuh- und Pferdeställe, und tagsüber fuhr ich die Milch in die Molkerei, die noch von den Deutschen irgendwo östlich von Kleist, möglicherweise in Wandhagen, erbaut worden war. Als Leiter der Molkerei diente ein Flüchtling aus Litauen, der die polnische Staatsangehörigkeit angenommen hat. Obwohl die Molkerei der polnischen Verwaltung unterstellt war, arbeiteten auch hier deutsche Frauen. Mit ihrer Sauberkeit und Ordnung war die Molkerei so etwas wie eine Oase in dem von Krieg und Nachkriegszeit zerstörten Dorf.

Ein Mal beklagten sich die Frauen von Kleist, dass die Polen den Deutschen nicht erlauben, ihre Toten auf dem Friedhof im nächsten Dorf Wuseken zu bestatten. Da eine geflüchtete Frau aus Litauen die Kommandantur über Kleist ausübte und lediglich ich und noch ein Litauer Gewehre besaßen, übernahm ich die Initiative. Nicht abgeneigt, einen kleinen Konflikt zu provozieren, zog ich eine Wehrmachtsjacke ohne Abzeichen an, setzte mir eine Hitlerjugendmütze, ebenfalls ohne Abzeichen, auf, hängte mir mein finnisches Messer, das ich noch aus Litauen mitgebracht hatte, an den Gürtel, nahm das russische

Gewehr und begleitete die Beerdigungsprozession. Dem Sarg auf einem Pferdewagen ging eine kleine Gruppe Menschen, fast ausschließlich Frauen, hinterher. Niemand störte die Beerdigung.

Irgendwann am Ende des Sommers oder am Anfang des Herbstes kamen einige Militärärzte nach Kleist und untersuchten alle Männer und Frauen zwischen 14 und 60 Jahren nach Geschlechtskrankheiten. Ich habe die Bescheinigung bis heute aufbewahrt. Als die Ärzte wegfuhr, verkündete die Kommandantin eine Sensation, dass im unseren Dorf ein unberührtes Mädchen gefunden wurde, die einzige im ganzen Überprüfungsbereich. Die Untersuchung fand offenbar in allen Dörfern im Umkreis von zehn Kilometern um Köslin statt, die zu unserer Wirtschaftsbasis des Militärs gehörten. Dieses Mädchen, eine schlanke, blonde Sechzehnjährige, hieß Anita Bolz (falls ich es mir richtig aufgeschrieben hatte). Sie ist die einzige Frau mit Namen in meinen Erinnerungen aus den Jahren 1944-1946. Sie wurde von ihrer Mutter beschützt. Bei dem Wüten der Soldaten hatte sie ihre Tochter im Futtertrog im Kuhstall versteckt und mit Stroh zugedeckt. In der Hoffnung auf Beute und andere Dinge überprüften die Soldaten stets Heu und Stroh in der Scheune und auf dem Dachboden in den Ställen, aber bei den Kühen haben sie sie wohl nicht gesucht. So fand ich ein zusätzliches Schutzobjekt. Es entwickelte sich so etwas wie eine Romanze wie in „Tristan und Isolde“. Zuerst wies ich Anita an, dass sie sich in die Schlossräume begeben sollte, sobald betrunkene Soldaten auftauchten. Sie gab mir ihr Album und bat mich, neben ihren Freundinnen auch mich einzutragen. Das tat ich gerne. Die Melkerinnen bemerkten meine Zuneigung zu Anita. Eine empfahl mir, ihr bei meinem Aufenthalt in Köslin eine Haarspange zu erwerben. Ich habe sie gekauft und ihr geschenkt.

Ich erinnerte mich an die Briefe meiner Mutter, die ich beim Schippen der Gräben in Ostpreußen erhalten und die ich beim Herannahen der Front hinter einem Balken im Stall von Emil Roggatz versteckt hatte. An einem freien Tag radelte ich nach Karnkewitz. Meine lieben Wirte fand ich nicht mehr. In ihrem Haus lebte jetzt eine polnische Familie. Als die neuen Besitzer den Grund meines Kommens hörten, ließen sie mich gerne in den Stall ein, wo ich die Briefe wieder an mich nahm. Auf der Rückfahrt vernahm ich plötzlich einen fröhlichen Ruf „Georg“ (ich gab in Pommern stets meinen litauischen Vornamen Jurgis als Georg an). Mich umringten die Frauen vom Frühling 1945, die von der Arbeit gutgelaunt zurückkehrten. Nach den Ereignissen des Frühlings 1945 in Pommern fiel es mir nicht leicht, mir fröhliche deutsche Frauen vorzustellen. Jetzt betrachteten sie mich als ihren jungen Don Quichotte, der damals versuchte hatte, sie zu beschützen. Vielleicht bewirkte auch das Wissen um ihre

baldige Abschiebung hinter die Oder ihre Fröhlichkeit. Allerdings, ist es leicht, die Heimat zu verlassen?

Auch ich dachte über die Ausreise in den Westen nach. Mit meinem Freund Valius M. heckten wir die Idee aus, uns als Deutsche auszugeben und gemeinsam mit den Vertriebenen auszureisen. Die größten Hindernisse bereiteten jedoch unser Alter und die nicht ausreichenden Deutschkenntnisse. Deutsche Männer unseres Alters waren bei der Wehrmacht und jetzt Kriegsgefangene, und Deutsch konnten wir noch immer nicht akzentfrei sprechen. Wir wussten, dass bei den polnischen Behörden, die die Angelegenheiten der Deutschen bearbeiteten, sehr oft Beamte von der Weichselmündung eingesetzt wurden, die sowohl Polnisch als auch perfekt Deutsch sprachen. Solche Polen konnten uns entlarven. Deshalb beschlossen wir, uns als Bürger aus dem Memelgebiet auszugeben, die nicht einwandfrei Deutsch beherrschten. Valius war im Dorf Schubben eingesetzt und wir besuchten uns gegenseitig mit Fahrrädern. Bei mir angekommen, beobachtete er, wie ich die für die Reise in den Westen vorgesehenen Sachen in meinem Rucksack unterbrachte. Ich packte gemäß meinen Erfahrungen aus der Zeit der Schanzarbeiten: in einen Strumpf steckte ich eine Garnrolle, in die andere Seife usw. Hierbei zitierte Valius abermals den bereits genannten Satz von Oscar Wilde „Die Schönheit ist das Wunder aller Wunder“ und gab mir damit zu verstehen, dass meine Manieren noch nicht ganz westlich sind.

In unseren aufgeräumten Zimmern hinterließen wir die Gewehre und radelten nach Köslin. Unsere Fahrräder stellten wir bei litauischen Bekannten ab, die die polnische Staatsangehörigkeit angenommen hatten, und begaben uns zum Bahnhof. Valius teilte dort einem Beamten mit, dass wir in die Westzone Deutschlands ausreisen möchten. Der Beamte verlangte Pässe von uns. Valius schilderte ihm, dass wir Flüchtlinge aus dem Memelgebiet seien und dass wir keine Pässe hätten. Der Beamte ließ einen ihm unterstellten Militär mit Gewehr holen, zeigte auf uns und befahl auf Polnisch „Litauer aus Memel. Führt sie ...“. Das Ende des Satzes verstanden wir nicht. Unter Begleitung des Militärs wurden wir aus dem Bahnhof weggeführt. Wir hörten in den Waggons die Frauen singen „In die Heimat, in die Heimat...“. Der Soldat brachte uns zu irgendeiner Behörde, deren Bedienstete uniformiert waren, und gab uns mit den Worten „Litauer aus Memel“ ab. Offenbar wussten die Bediensteten dieser Behörde auch nicht so recht, was sie mit uns anfangen sollten, denn sie befahlen dem Soldaten, uns zu einer anderen Behörde zu bringen. Doch auch hier wurden wir nicht angenommen. Immerhin wusste dieses Amt, was mit solchen Leuten zu machen sei. Schlussendlich landeten wir in einer umzäunten Kaser-

ne, deren Tor bewacht war. Im Erdgeschoss wurden wir nicht aufgenommen, sondern nach oben verwiesen. Ich erinnere mich nicht, wie viele Türen der Soldat aufmachen musste. Schließlich landeten wir im letzten Zimmer des dritten Geschosses. Der Soldat befahl uns, vor der Tür zu warten, und ging selbst hinein. Nach einigen Sekunden sagte Valius leise, aber entschlossen: „Wir hauen ab“. Wir liefen die Treppe herunter. Im Erdgeschoss erblickten wir auf dem Flur Militärs, deshalb schlug Valius mir vor, aus dem Fenster des ersten Geschosses zu springen. Wir kletterten aus dem Fenster heraus, wobei wir uns am Fensterbrett festhielten und sprangen runter. In diesem Moment kam aus der Tür des Kasernengebäudes ein fülliger Offizier heraus. Er klemmte sich seine Tasche unter seinem Arm und zündete sich dabei eine Zigarette an. Valius befahl mir „Wir gehen mit“. Mit militärischen Schritten folgten wir dicht hinter dem Offizier. Die Wache salutierte und wir waren auf der Straße. Danach sprangen wir über einen Zaun, liefen über die Gärten und kehrten mit unseren Fahrrädern in die Unterkünfte zurück. In Kleist wusste ja niemand von unserem Vorhaben, in den Westen zu fliehen. Somit nahm ich mein Gewehr und begab mich zur Nachtwache. Sicherheitshalber nahm ich alle Patronen in meiner Hosentasche mit.

Jahre später erfuhr ich, dass Valius durch glückliche Umstände von der polnischen Verwaltung gemeinsam mit den Deutschen in den Westen ausgewiesen worden war. Später gelangte er in die USA, wo er meine Eltern fand und ihnen von meinem Leben in Pommern berichten konnte.

Im Herbst 1946 erfuhren die Balten in Pommern von einer Anweisung aus Moskau, sie alle in die Heimat zurück zu schicken. Die Reise von Köslin bis Vilnius dauerte in Güterzügen zwei oder drei Wochen. Darüber werde ich in der nächsten Folge berichten.

Aus dem Litauischen übersetzt von Arthur Hermann